



kalmenzone
literaturzeitschrift

Heft 1 • April 2013

mit Texten von

**Judith Rang • Crauss • Stephan Weidt • Marcus Müller-Roth •
Martin Schlemmer • Francesco Petrarca • Martin Opitz •
Rainer Maria Gassen • Cornelius van Alsum • Herman Melville**

Titelbild: Borkumer Walkieferzaun, Detail (Foto: Cornelius van Alsum, 2012).

Impressum

kalmenzone ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint dreimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht. Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern.

„Kalmen (franz. *Calmes*) oder Gegend der Windstillen ist die Zone, welche die Passatwinde der beiden Erdhälften von einander trennt. Diese Zone bildet einen schmalen, den Aequator entlang laufenden Gürtel oder Ring [...]. Die Ruhe dieser Zone der Windstillen wird sehr häufig, mitunter fast täglich, durch starke Gewitter und Windstöße aus den verschiedensten Richtungen unterbrochen [...]. Deshalb nennen die Seeleute diese Zone auch die Gegend der Veränderlichen und suchen dieselbe so rasch als möglich zu passiren.“

Sollte man durch den Artikel aus *Meyers Konversations-Lexikon* (Bd. 9, 3. Aufl. 1876, S. 712) nicht gewarnt sein? Warum eine Literaturzeitschrift nach einer so unwirtlichen Weltgegend benennen? Das Omen, das in diesem Namen beschlossen liegen könnte, wäre vielleicht nicht minder übel als das der „Roßbreiten“, der beiden Kalmenzonen nördlich und südlich des Äquatorialen Kalmengürtels. Unser Lexikonartikel, der den Begriff übrigens nur auf die nördliche Zone anwendet, warnt uns erneut: Man habe die Zone beim Wendekreis des Krebses „die ‚Roßbreiten‘ (*Horse latitudes*) genannt [...], weil Segelschiffe, die früher, vor Einführung der Dampfschiffahrt, allein die Verbindung zwischen Neuengland und Westindien vermittelten und Pferde an Bord hatten, in diesem Stilltengürtel des Krebses so lange aufgehalten wurden, daß man aus Mangel an Wasser für diese Thiere einen Theil derselben über Bord werfen mußte.“ Und in der Tat: eine den Schönen Künsten gewidmete Schriftenreihe, die 1985 unter dem Titel *Rosßbreiten* begründet wurde, ist nach dem ersten Band eingestellt worden – das einzige Exemplar steht laut Katalogauskunft im Rara-Lesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin.

Aber wer glaubt schon an Seeungeheuer oder den Klabaftermann? Warum also an ein böses Omen? Immerhin läuft eine Literaturzeitschrift nicht so leicht Gefahr, am Proviant zu scheitern. Die vorliegende möchte kurz gesagt Texte darbieten, die – hoffentlich auch in der Wahrnehmung des Publikums – durch ihre Qualität überzeugen: Literatur aus der Feder lebender, manchmal auch verstorbener Autorinnen und Autoren, ihre Interpretation und ihre Kritik. Jedes Heft soll einen Themenschwerpunkt haben; den Anfang machen Leben, Werk und Nachwirkung eines literarischen Erzvaters, Francesco Petrarca.

Interessenten sind zur Mitarbeit herzlich eingeladen. Was den Herausgeber überzeugt, seit er mit leidlich erwachsenen Augen liest, ist neben dem Können und der Ernsthaftigkeit, mit der ein Autor sich um die Gestalt der Texte bemüht hat, die Ernsthaftigkeit von dessen Weltverhältnis.

Das schließt übrigens Ironie keineswegs aus: Lassen sich ironischere Seegebiete denken als die des Kalmengürtels? Abgrundtiefes Meer, nach dem ersten Blick auf Seekarten möchte man sich vor sturmgepeitschten Wellen fürchten, und dann – Windstille. Wenn es aber ironisch zugehen soll, so wiederum mit allem Ernst. Die Ironie einer Kalmenzone ist: echte, verlässliche Ironie. Auf die vorherrschende Windstille wie ihre Störung ist grundsätzlich Verlaß, und beide konnten in alter Zeit nur den unerfahrenen Segler überraschen. So wünscht sich der Herausgeber auch die sprachlich verfaßte Ironie, die nach seinem Eindruck sehr oft mit bloßem Unernst verwechselt wird: Die echte Ironie sagt ja, was sie meint, zwar durch das Gegenteil des Gemeinten, aber darin ist sie präzise und deutbar.

Ähnliches gilt für den Humor. Er sei, so schreibt Hermann Hesse, immer Galgenhumor. Es mag Ausnahmen davon geben, aber humoristische Texte, die zu diesem Projekt passen dürften, sind im oben entwickelten Sinne ernsthaft: Der Leser kann beispielsweise ziemlich sicher sein, daß ihm hier weder „Ka(lme)nzen“ vorgetragen noch „Kal(men)zen“ aufgetischt werden.

Kurz: man darf wohl hoffen, daß der gewählte Name eine gute Vorbedeutung hat.

Judith Rang

ZERSTREUTE WEISHEITEN

„Wehrhaftigkeit“ scheint sich aus der Einsicht aufzubauen: wir müssen aufhören uns zu wehren. Im übrigen uns kein Gewissen daraus machen, wenn wir es doch tun.

Man sollte zu sich so höflich sein, wie man es gegenüber jedem anderen auch von sich erwarten würde. Selbstachtung ist ein Fall von Nächstenliebe.

Talent ist eine Frage der Moral. (wobei gilt: Moral ist eine Frage des Talents.)

Wortspiele sind heute das alltäglichste der Welt. Bälle fliegen von einem zum andern, vielleicht sind wir nur Reimwörter in einem total durchgereimten Gedicht.

Wo alles Zeit ist, müssen wir das Zeitliche segnen, d. h. verlassen.

Übung ist das halbe Leben; das halbe Leben ist das ganze.

„Einmal etwas *zuende*, und das heißt: ins Unendliche denken, *kann* nicht schlecht sein“, dachte sie, und schon wurde ihr ganz anders zumute.

Sie hat eine geniale Veranlagung zu enttäuschen. Täuscht sie denn aber irgendetwas vor? Es scheint so.

Es scheint schwierig zu sein, so zu täuschen, daß das Ende der Täuschung ein veritables Ende ist.

Wirklichkeit beginnt da, wo der Traum aufhört. Daher Sorge für einen Traum.

Wo es nicht wirklich einen Traum gibt, verkommt Wirklichkeit zu Illusion.

Die Minderheiten als Produkte und verzerrte Spiegelbilder der Gesellschaft sind deren ursprüngliche, gerade Wahrheit.

Das Typische ist in den seltensten Fällen repräsentativ.

Eine Welt, der man beitreten kann, ist keine. Aus der Welt kann man nur austreten. Die Ausgetretenen bilden die Welt, aber von dieser Welt können sie nichts wissen.

„Halten wir uns nicht aneinander, auf daß wir einander eine Stütze sind.“

„Wie könnte die Welt aufblühen, in dem Moment, in dem wir uns aus ihr zurückziehen!“ Haben das die Engländer gedacht, als sie Indien verließen? Und sind die Grausamkeiten, die auf ihren Rückzug folgten, ein Gegenbeweis zu dieser Einsicht? Wo die Welt aufblüht, blühen auch die Verbrechen auf, die ich an ihr verübt habe. Hätten die Engländer also dableiben sollen? Aber was heißt dasein.

Der Versuch, das eigene Dasein theoretisch von sich zu entfernen, endet wie der Wettlauf zwischen Hase und Igel: der Igel „Sein“ ist immer schon „da“, wenn ich ihn auch gerade erst hinter mir gelassen zu haben glaube. Die Abstraktion läuft sich tot.

Das Bemühen um sich selbst ist wie die Arbeit an dem Faden, der den Minotaurus aus dem Labyrinth führt. (Daher das gelegentliche Zögern.)

Das Leben ist ein andauernder Fall, zu dem wir die Möglichkeit des Aufpralls noch erfinden müssen.

Sich im Leben zu verstricken ist die einzige Möglichkeit sich in ihm zu fangen.

Optimismus ist etwas, das sich selbst im Weg steht. Er verhindert, dass die Dinge jemals eine passable Wendung nehmen können.

Vogelfreiheit: Der wunderbare Zustand, auf den die sich rastlos aller immer wieder neu entstehenden Bedingungen entledigende Bewegung, die uns antreibt, abzielt, ist die Freiheit des Vogels kurz vor seinem Abschuss.

Es ist der Tod der Gerechtigkeit, wenn man glaubt, dass sie siegen müsse.

JUDITH RANG, geb. 1971, hat Deutsch und Philosophie in Bonn studiert und überwiegend in den Jahren 1995 bis 2004 Prosatexte, Gedichte und Aphorismen verfaßt.

Crauss

WOLKENSTUDIE (OSWALD OSMOSE)

von horizonten (spiegel innerer wie äusserer...) nach oben: resultate, erlebnisse, weit über ästhetische erlebnisse

hinaus: ausstellung von wolken. topographien, *photographs, e motions. o is a drop, double o is not. it's a*

cloud. cloud studies: forms of clouds, modifications of embodied minds.

wolkensysteme. ebenso wie im gesicht des menschen.

formen von wolken, wolkenformen und wolkenformklassifikationen. die

forscher: noch immer nicht einig über die formen der

wolken. was geht vor in der atmosphäre. ein o ist ein tropfen, doppel o nicht.

wolken vom erdboden aus gesehen (*position fixe*): meteorologische

wolkenobservation. erste station: standardwolken.

cumulus, cumulostratus, cirrumulus, cirrus,

nimbus (*o ist ein halo, doppel o nicht*). strahlkraft,

stratus (was geht vor in der sphäre);

observation of clouds, nomenklaturen von wolken. *hope!*

wolken, vom erdboden aus gesehen (*locations variées*): grundformen

an allen erdenklichen orten fotografiert, silbergelatine, handbeschriftet.

gipfelkontraste, talemulsionen, tägliche wetteraufzeichnung und

einteilung der formen: forms of clouds, modifications of embodied minds

(proof of preconditions alike all over the world – even if double o's are not).

wolken, vom flugzeug aus gesehen, bewegung überlebenswichtig: the pilot's

knowledge of clouds, wolken im luftmeer (*clouds in an ocean and dangerous*

movements), anonym aufgenommene

wolken und wolkenstockwerke, viele bilder auf einen blick (*himmel*).

federwolken mit fallstreifen, luftlöcher. die

forscher: beobachter charakteristischer konstellationen. vorderseite (*front*),

rand, *relation du système nuageux*. wolkensysteme, prinzipien und himmels

atlanten. abbildungen, ansichten (noch immer nicht einig über die

formen) von wolken, wolkenformationen. kommitees und korrekturen,

fluchten in „grundtypen und höhenstufen“ (standards empfohlen).

meteorologische mimesis (*orages*), offiziell aber: immer noch hoffnung.

wolken vom weltall gesehen: satellit mit weitwinkelbildern (*as well as narrow angle images of the atmosphere*). was geht vor in den

wolken: wirbel, wellen und bänder, riesige formationen per funk

zur bodenstation (*contrasts of clouds and ground, the o in above*).

verdoppeltes personal, einen strom an daten auszuwerten, aber

some single clouds lost in the coarse resolution. movements: bewegung von wolken, ballonfahrten, formenvielfalt in filmaufnahmen (texttafeln nachträglich). topographische karten, nahezu unkommentiert
neutrales sammeln, protokolle: *the cloud around your position is open*, das o in der wolke ein wort unter freunden. werte wie wind.

hinzu kommt die zugrichtung, die zeichnung (das o ist ein okulum genau wie der strich) – oder einfach nur daliegen und denken: *nuages. nu ages*. ich liege und denke hinter den rehen her
ein rühren unter den wolken da reitet ein einäugiger
und hat einen ort gefunden an dem man verweilt
und dann dieser leise
dieser sphärische ton

CRAUSS, geb. 1971 in Siegen (D), lebt dort. Zuletzt erschienen: *MOTORRADHELD* (Prosa, Ritter Verlag Klagenfurt 2009) und *LAKRITZVERGIFTUNG* (juicy transversions, Verlagshaus J. Frank Berlin 2011). Mehr auf www.crauss.de.

Stephan Weidt

KALAMARES

Ich saß, die Zigarette in der einen, eine Flasche mit schal schmeckendem Mineralwasser in der anderen Hand, unter einem Baum, dessen Namen ich nicht kannte, den ich aber vielleicht hätte beschreiben können, wenn ich nicht so müde gewesen wäre, so ganz und gar erschöpft.

Der Stamm war dem einer alten, knorrigen Eiche ähnlich, nur dass die Äste statt der Blätter Nadeln trugen. Ich würde Klaus nach diesem Baum fragen, wenn wir uns morgen begegneten. Wir hatten uns für neun Uhr heute abend am Hafen von Kimolos verabredet, aber ich hatte das letzte Schiff verpasst, und jetzt saß ich hier, auf diesem von Bordsteinen gesäumten, staubigen Platz und wartete auf die nächste Fähre, die erst um 2.30 Uhr ablegen sollte. Es wurde kühler, und ich holte die Jacke, die ich eigens für diesen Urlaub gekauft hatte, aus der Reisetasche, streifte sie über und versuchte, mir die Hände zwischen den Knien zu wärmen.

Auf der Bank gegenüber rutschte ein Typ meines Alters in eine bequemere Schlaflage, schob sich die zusammengeknüllte Jacke unter dem Kopf zurecht, wachte aber dann auf, schwenkte die Beine über den Rand der Sitzbank, rieb sich das Gesicht und zündete sich eine Zigarette an. Ich hatte mir auf früheren Reisen manchmal Notizen gemacht und hätte auch jetzt gerne Füllfederhalter und Block hervorgeholt. Aber ich besaß den Federhalter nicht mehr, und wenn ich daran dachte, dass Klaus daran schuld war, wurde mir schlecht vor Wut. Er hatte ihn sich von mir geliehen, um, so sagte er, wie Peter Handke die Landschaft zu erkunden, mit schwarzer Tinte das, was sie im Innersten zusammenhält, zu kartographieren, es ins Gedächtnis zu ritzen. Mit dem Motorrad war er kreuz und quer über die Insel gefahren, und als er abends zurückkam, war der Federhalter verschwunden. Er habe ihn mitsamt den Kladden, in die er seine Notizen gemacht hatte, im Gepäckkorb verstaut. Die Kladden waren noch da, der Federhalter dagegen nicht. Er zuckte die Achseln. „Tut mir leid.“ Das war alles.

Wenn das so ist, hatte ich sofort gedacht, hat es keinen Zweck, noch an irgendetwas festzuhalten, und ich hatte Klaus mitsamt seiner Erlösungsgier zum Teufel geschickt.

*

Der Geschmack dieses Miniatur-Seeungeheuers entzog sich jedem Vergleich, ich hätte ihn unmöglich beschreiben können. Er war aufdringlich, oder noch besser: Er war das, was in der Musik ein Missklang ist. Er war die Dissonanz in einer Harmonie aus künstlichem Licht, warm über die Haut streichendem Wind und den von einer Yacht herüberschwappenden Klängen griechischer Musik. Ich hatte noch nie Kalamares gegessen und würde es auch zweifellos nicht wieder tun.

Ich legte das Besteck beiseite und musterte Klaus, der versonnen auf das Meer hinausschaute. Gestern waren wir auf Santorin gelandet, mit einer Maschine aus Basel. Wir hatten uns ein Zimmer gesucht und im milden Licht der Dämmerung die Schönheit der Insel bestaunt. Wir wussten, dass die zwei Wochen, die wir in der Ägäis verbringen würden, nicht ausreichten, um das Leben der Einheimischen kennen zu lernen. Wir waren daran auch nicht interessiert. Wir waren Touristen und bildeten uns nicht ein, anders zu sein als die Tausende von Italienern, Franzosen und Amerikanern, die sich in den Straßencafés lümmelten und an den winzigen Kieselstränden und auf den Uferklippen dicht an dicht ihre Körper der Sonne darboten.

Mein Freund allerdings war nicht nur faktisch Tourist, er sah vor allem wie einer aus: Ich konnte mir nicht erklären, woran es lag, aber ein T-Shirt verlor, sobald Klaus es trug, den Charakter des Jugendlichen und Lässigen. Es war der Zusammenhang aus Gebärden, Worten, Blicken, den Klaus schuf, der jedem Kleidungsstück eine andere als die übliche Bedeutung verlieh.

Ich dachte einen Moment darüber nach: Klaus trug khakifarbene Shorts, die an seinen Beinen zu einem Schick mutierten, der lächerlich war, vielleicht weil Shorts üblicherweise nicht schick wirken, und eben das Bewusstsein dieses Widerspruchs machte den Betrachter lächeln. Ja, nickte ich mir zu, das war es. Und eine schlimme Nuance des Eindrucks, den erhielt, wer Klaus auch nur mit einem flüchtigen Blick streifte, war der absurde Strohhut, der ein Eigenleben führte, weil sein Träger und Besitzer schlicht nicht wusste, was er da auf dem Kopf hatte. Ich schreckte hoch aus meiner Versunkenheit, als ich Klaus sich räuspern hörte. In unveränderter Haltung saß er da, fast als wollte er meditieren: Die Versonnenheit, das wurde mir klar, war erzwungen; den Rücken lotrecht durchgedrückt, die Hände auf den Schenkeln, schien Klaus irgendetwas zu suchen auf dem in der Dämmerung dunkler werdenden Meer. Ich war wider Willen gebannt von seinem Profil: der dunkle Bart war, ich weiß nicht wieso, vielleicht aus demselben Grund wie die Kleidung, ein Blickfang, und die Sonnenbrille verlieh – ich hatte mich selbst davon überzeugt – allem, was man ansah, einen rosa Stich. Ob er den Brief Kleists an Gertrud von Zenge kenne, in dem Kleist seine Kant-Krise zur Sprache bringe, fragte ich Klaus. „Natürlich“, sagte Klaus, „klar.“ Ich ging nicht weiter darauf ein, da ich fürchtete, wieder eine metaphysische Diskussion vom Zaun zu brechen.

Er solle die Brille nicht zu oft tragen, hatte ich ihm aber doch geraten, sonst bekomme er ein Bild von der Insel, das mit der Realität nur wenig zu tun habe. Klaus aber trug die Brille den ganzen Tag hindurch und meistens auch abends, ja abends mit dem größten Genuss (wegen des Sonnenuntergangs), zumindest behauptete er das, denn Klaus genoss nicht still wie andere Menschen, er nannte den Genuss stets beim Namen, wodurch er ihn zugleich hätte zerstören müssen, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre. Ich trank einen Schluck Cola, um den Geschmack der Kalamares loszuwerden, zündete mir eine Zigarette an und folgte Klaus' Blick. Was er sich von der Betrachtung des Meeres erhoffte, blieb unklar. D a s s er sich etwas erhoffte, konnte ich, als ich den Kopf leicht zur Seite neigte, seiner Stirn ablesen, die, gerunzelt und zerfurcht, die Anstrengung verriet. Klaus wollte nicht akzeptieren, dass die Schönheit des Meeres und der Inseln, die wie Träume im milchigen Licht der Ägäis lagen, auf nichts verwies. Ich wusste das, weil wir vergangene Nacht darüber gesprochen und deshalb erst um drei Uhr Schlaf gefunden hatten. Er würde, dachte ich bei mir, stets enttäuscht werden, weil das, was er suchte, zu flüchtig war, um durch angestregtes Schauen gebannt zu werden: das Erlebnis eines Sinns.

Das Zimmer, das wir gemietet hatten, erinnerte mich an ein Kellerloch. Es störte mich aber nicht, dass frische Luft nur durch einen Lichtschacht ins Zimmer strömte. Ich brauchte kein Fenster, ich brauchte kein Licht. Ich mochte die Dunkelheit. Ich wollte Ruhe. Ich hatte mir zuhause Bücher gekauft, und ich liebte es, sie abends, vor dem Zubettgehen, auf dem Tisch auszubreiten und mir vorzustellen, wie ich sie, eines nach dem anderen, lesen würde.

Klaus war nicht so begeistert. Hier ersticke man. Er brauche Luft, Weite, Freiheit. Er stöhnte in einem fort, wischte sich den imaginären Schweiß von der Stirn und hatte mich gleich am ersten Abend gedrängt, meinen Ventilator aufzustellen. Ich hatte ihm den Gefallen getan, weil ich es selbst angenehm fand, in der Zugluft zu sitzen und zu beobachten, wie der Rauch meiner Zigarette von der Strömung erfasst und zerteilt wurde.

Ich brachte halbe Tage in diesem Zimmer zu. Ich hatte alles, was einen Aufenthalt angenehm macht: einen Kühlschrank, um die Bier- und Colaflaschen zu verwahren; eine Spüle und einen Herd, um mir löslichen Kaffee zu kochen; eine Dusche, deren Strahl druckvoll war und die Haut zum Dampfen brachte; ein Bett, das, wenn ich alleine blieb, so breit war, dass ich mich quer darüber legen konnte. Ich wollte nicht weg. Mir gefiel der Ort. Ich mochte die Insel. Ich hatte mir für diesen Urlaub nur eines gewünscht: Tun und lassen zu können, was ich wollte. Aber Klaus drängte: zu diesem Strand zu fahren, jene Rundfahrt zu machen, diese Ausgrabungsstätte zu besuchen.

*

Ich versuchte mich abzulenken und fragte mich, ob ich wohl in der Lage wäre, zu beschreiben, was mich umgab: die weißen, geduckten Häuser, deren Fenster *glotzten*, wenn man mittags in der brütenden Hitze saß und der Schweiß unter dem Sattel der Sonnenbrille hervorrann und auf dem Handrücken glitzerte wie manchmal das Wasser in der Bucht dieser Insel, die mir plötzlich wie die Vorhölle erschien.

Der Typ auf der Bank gegenüber glotzte tumb vor sich hin, rieb sich noch einmal das Gesicht, ließ die Zigarettenkippe fallen und zermahlte die Glut mit dem rechten Fuß. Ich hatte Lust, ihn zu fragen, ob er auch auf die Fähre nach Kimolos warte, zögerte aber, als ich mir sein Gesicht betrachtete: Unter einer fliehenden Stirn wand sich die Nase in Serpentinaen zum Mund herab, der sich verächtlich verzog, als das müde Augenpaar mich einen Moment lang fixierte. Nein, dachte ich, lieber nicht, zog mich in meiner Jacke zusammen, stützte die Ellenbogen auf die Oberschenkel und richtete mich auf ein ungewisses Warten ein. Dass die Fähre tatsächlich hier anlegen würde, glaubte ich nicht. Die Uhrzeit sprach dagegen. Ich hatte mich sicher verlesen, oder den Damen vom Tourist-Office war ein Irrtum unterlaufen.

*

Während Klaus Ausflüge unternahm und die Insel nach den schönsten Stränden absuchte, blieb ich in unserem gemeinsamen Zimmer. Ich tat dort nichts. Zum Lesen war ich zu erschöpft, und bis ich auf den Gedanken kam, den Tisch von Handtüchern, Kulturbeuteln und achtlos hingeworfenen Oberhemden zu befreien, um wenigstens ein paar Ansichtskarten zu schreiben und überhaupt wieder das Gefühl zu haben, jederzeit arbeiten zu können, vergingen Tage. Ich lag auf dem Bett, trank eisgekühlte Cola und hielt mein schweißglänzendes Gesicht immer wieder in den Luftzug des Ventilators, was mich zwar jedes Mal belebte, aber nur für kurz. Ich spürte, wie ich der Grübeleien erlag, meinem ärgsten Widersacher. Der Eindruck des Wohlbefindens, den ich zunächst gehabt hatte zwischen diesen gekalkten Wänden, verbrauchte sich bald, wurde verschliffen dadurch, dass ich mich seiner immer wieder versichern musste. Ich wollte den ersten Augenblick des Glücks, als ich Klaus die Tür hinter sich schließen sah, stets aufs neue erleben, glaubte ihn immer wieder reproduzieren zu können, bis ich zuletzt, unfähig, noch irgendetwas zu tun, am Kopfende des Bettes in der Ecke kauerte, den Aschenbecher neben mir, und eine Zigarette nach der anderen rauchte. Ich war zum Gefangenen meiner Angst geworden: Ich hatte mir den Aufenthalt auf den Kykladen, auf Santorin, anders vorgestellt. Ich hatte keine Ansprüche an mich stellen wollen. Die Vorstellung war mir wunderbar erschienen, nur am Strand zu liegen und zu lesen, den Urlaub zur Betrachtung zu nutzen, ohne mich für oder gegen etwas entscheiden – und ohne handeln zu müssen. Aber jetzt war ich gezwungen gewesen, mich zu entscheiden, und hatte Klaus gesagt, ich wolle nicht hin- und herfahren, ich wolle verdammt nochmal meine Ruhe, und es bedeute mir nichts, Menschen kennen zu lernen, überhaupt irgendetwas kennen zu lernen.

Ich kauerte in der Ecke und wagte es einen Moment zu denken, dass ich mich falsch verhielt. Warum nicht herumfahren, sich Sehenswürdigkeiten anschauen, die beste Bademöglichkeit auskundschaften? Sofort packte mich die Angst, überfiel mich kalt und drückte mich weiter in die Ecke hinein.

*

Als die Signallichter pünktlich in der Dunkelheit auftauchten, glaubte ich, dass alles gut werden würde: Ich freute mich plötzlich, Klaus wiederzusehen, und ich stellte mir vor, wie wir in einem Café am Hafen von Kimolos sitzen und auf den Sonnenaufgang warten würden.

Die Überfahrt dauerte keine halbe Stunde. Ich stand an der Reling, als die Fähre einlief, und wunderte mich, dass vor uns, auf dem Kai, nur wenige Lichter brannten. Das Signalthorn tütete, und ich packte meinen Rucksack und stieg die Treppen hinunter. Ich kletterte über schla

fende Körper, balancierte auf Zehenspitzen zwischen Gepäckstücken, und dann stand ich am Ufer: Niemand außer mir war ausgestiegen.

Ich ließ den Blick schweifen und erspähte im Zwielflicht die Umrisse eines geduckten, containerähnlichen Gebäudes. Ein Café oder Kiosk. Ich ging darauf zu.

Auf der Veranda saßen zwei Männer und eine Frau. Sie tranken schweigend und erwiderten meinen Gruß, indem sie sich Blicke zuwarfen. Ich hatte ein flaes Gefühl, als ich das Innere des Cafés betrat.

Ein älterer Mann wischte die Theke ab. Ich sprach ihn auf Englisch an, er blickte kurz auf, lächelte aber nur und zuckte die Achseln.

Auf Santorin hatte jeder Kellner Englisch gesprochen, und am Ufer waren auch nachts noch die Pärchen promeniert. Der Wind hatte die Klänge aus den Diskotheken herübergetragen, und sie hatten sich vermischt mit dem Plätschern des Wassers, das an die Kaimauer schlug. Und hier? Ich versuchte es mit den dreien, die auf der Veranda saßen, aber auch sie sprachen kein Englisch und lächelten nur.

Wo war Klaus? War er überhaupt auf der Insel? Oder hatte er sie, nachdem er ein paar Stunden vergeblich gewartet hatte, mit dem nächsten Schiff verlassen?

Ich ging zurück zum Ufer, suchte nach einer Tafel mit Ankunfts- und Abfahrtszeiten, fand aber keine. Ich sah nichts als die undeutlichen Umrisse der Hügel, die das Ufer säumten. Kein Haus und niemand, der, wie ich, mit dem Rucksack unterwegs war.

Was sollte ich tun? Ich verfluchte Klaus, der diese Insel als Treffpunkt vorgeschlagen hatte. Andererseits: Ich hatte keine Einwände erhoben. Mir war es ja längst gleichgültig geworden, was mit mir passierte für den Rest der Zeit, die wir bis zu unserem Rückflug verbringen mussten; ich hatte mich in den letzten Tagen treiben lassen, und ich fühlte mich auch jetzt unfähig, irgendeine Entscheidung zu treffen. Ich war müde, wollte mich verkriechen, und wenn sich keine andere Möglichkeit bot, musste ich mich an den Strand setzen und dort auf den Morgen warten.

Ich ging los, entfernte mich vom Café, von der Anlegestelle, stapfte durch den Sand. Es wurde kühler, und ich zog die Jacke aus, streifte mir einen Pullover über. Die restlichen Wäschestücke verteilte ich im Rucksack, so dass ich mich bequem darauf setzen konnte. Ich stützte den Kopf in die Hände, lauschte dem Plätschern der Wellen und unterdrückte, in einer schläfrigen Panik, den Gedanken an die nächsten Stunden.

Über dem Wasser, das wie Schuppen glänzte, ging langsam, als sei die Zeit ins Stocken geraten, die Sonne auf, während sich irgendwo weiter vorne, unweit der Anlegestelle, eine Gruppe von Männern an einem Boot zu schaffen machte. In der aufgehenden Sonne konnte ich nur ihre Silhouetten erkennen. Nach einer Weile schoben sie das Boot ins Wasser, legten ab und ruderten aufs offene Meer hinaus. Ich nahm nicht an, dass sie mich bemerkten, wie ich da so fremd und unnütz am Strand hockte, und wenn sie mich bemerkt hatten, war es ihnen vermutlich gleichgültig. Um mich herum fuhren jetzt weitere Boote aus; ich war erleichtert, dass sie in größerer Entfernung ablegten, denn wie hätte ich den Fischern erklären sollen, wer ich war und was ich hier tat.

Ich hatte den Kopf auf die Knie gelegt, die Arme um die Beine geschlungen und die Augen wieder geschlossen, aber mir wurde allmählich klar, dass ich so keinen Schlaf finden würde. Die Vorstellung, warten zu müssen, bis ein Schiff anlegte, ohne zu wissen, ob das in ein paar Stunden oder erst am Abend der Fall sein würde, machte mich verrückt. Im schlimmsten Fall kam nur einmal die Woche ein Schiff vorbei – konnte ich sicher sein, dass es nicht so war? Ich richtete mich auf. Ich schnürte den Rucksack fest. Ich brauchte das Gefühl, irgendetwas zu tun, und die Vorstellung, mich zu bewegen, kam mir plötzlich wie die einzig mögliche Rettung vor, obwohl mir diese Rettung zugleich wieder unwahrscheinlich erschien. Dir bleibt nur die Wahl zwischen zwei Absurditäten, versuchte ich mich selbst mit einem müden Scherz zu erheitern, aber mein Gehirn, das sich wie eine zähe, klebrige Masse anfühlte, reagierte auf Scherze nicht mehr, und ich gab es vorläufig auf, noch an irgendetwas zu denken.

Stattdessen warf ich einen Blick auf die Hügel, von denen ich in der Nacht, als ich ankam, nur Umrisse gesehen hatte. Jetzt, in der Dämmerung, konnte ich auf einem von ihnen ein Dorf erkennen. Dorthin zu kommen, würde mich sicher eine Stunde kosten, und was mich dort erwartete, mochte der Himmel wissen. Aber da es mich nun einmal auf diese Insel verschlagen hatte und ich nicht wissen konnte, wann ich wieder von hier wegkommen würde, war es von allen schlechten Ideen die beste, sich dieses Dorf anzusehen. Beim Anblick der Steigung, die vor mir lag, wurde der Rucksack auf meinen Schultern schwer, aber ich nahm mich zusammen. Der schmale, steinige Pfad schlängelte sich zwischen dürrem Gestrüpp in weitläufigen Serpentinaen zu den ersten Häusern hinauf. Vereinzelt und wie verloren duckten sie sich am Rand des Dorfes. Linker Hand, auf einem Hügelkamm, wie in weite Ferne entrückt, trieb ein Hirt mit einem Stock seine Ziegenherde an. Der Pfad mündete in eine Gasse, die zwischen den kleinen, niedrigen Häusern weiter anstieg. Aus einem der Häuser kam eine alte Frau mit Kopftuch. Sie hatte mich bemerkt und drehte sich alle paar Meter zu mir um. Schließlich blieb sie stehen. Nach wenigen Schritten war ich bei ihr, und sie sprach mich an. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagte, aber der Ausdruck ihres Gesichts und ihr Tonfall ließen mich vermuten, dass ihre Absichten freundlich waren. Sie machte ein Zeichen, dass ich ihr folgen sollte und sprach während dessen weiter. Sie bog nach rechts in eine schmalere Gasse ein, dann wieder links, wieder rechts, und bald war mir klar, dass ich große Schwierigkeiten haben würde, aus diesem Labyrinth wieder herauszufinden. Das Dorf war viel größer, als es aus der Ferne gewirkt hatte, der Weg schien kein Ende zu nehmen. Worauf ließ ich mich ein? Ich wusste ja nicht einmal, was diese Frau von mir wollte. Ich selbst wollte gar nichts mehr. In einem Koordinatensystem, das in nichts demjenigen glich, in dem ich mich sonst bewegte, erlosch jede Willensregung, und ich hatte keine andere Wahl, als mich unter den Willen dieser fremden Frau zu beugen.

Wir kamen zu einem Haus, das flach, lang gestreckt, zu ebener Erde dalag, als ob es noch schlief. Die alte Frau öffnete eine Tür, und ich folgte ihr in einen Raum mit notdürftig geglättetem Lehm Boden. In der Ecke stand ein altes Bett mit hohem, geschwungenem Kopfteil, davor lag ein dünner Teppich, es gab einen Tisch mit Stuhl, einen Schrank, einen Toilettenwagen mit Krug und Waschschüssel. Jetzt verstand ich. Die alte Frau bot mir ein Zimmer für die Nacht an. Ich nickte nur, lächelte, sie erklärte etwas, machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen, wir verließen den Raum. In der Mitte des lang gestreckten Gebäudes, in einer überdachten Vertiefung zeigte sie auf zwei geschlossene Türen, die, wie ich vermutete, zu Toilette und Bad führten. Wir gingen zurück, sie drückte mir einen Schlüssel in die Hand und ließ mich allein. Ich setzte mich erschöpft auf das Bett, dachte an nichts, sank zur Seite und schlief ein.

Das erste, was mir auffiel, als ich erwachte, war diese merkwürdige Stille. Es konnte noch nicht spät sein, das Licht im Zimmer war grau. Fremd standen die dürftigen Möbel um mich herum. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war hungrig und aß ein paar zerdrückte und zerbröselte Kekse, die ich im Rucksack fand. Duschen. Ob es dazu hier eine Möglichkeit gab? Ich verließ den Raum und ging hinüber zu der überdachten Nische mit den zwei Türen, eine davon ließ sich öffnen, es war die Toilette. Ich wollte die zweite öffnen, aber sie war verschlossen, ich hörte das Rauschen einer Dusche. Ich wollte schon umkehren und es später noch einmal versuchen, da ebte das Geräusch ab. Einen Augenblick später ging die Tür auf.

Vor mir stand Klaus, ein Handtuch um die Hüfte geschlungen. Das Glück, das sich in meinem Lachen Bahn brach, spiegelte sich in seinem Gesicht, auch er lachte los. Wir verabredeten uns für später. Dann wollten wir beraten, was als nächstes zu tun sei.

„Hauptsache weg“, sagten wir.

STEPHAN WEIDT, geb. 1964, arbeitete nach einem Studium der Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaft als Pressereferent und PR-Texter. Er lebt in Bonn und schreibt Erzählprosa und Essays. 2012 veröffentlichte er einen essayistischen Erfahrungsbericht „Über das Scheitern“.



Minoische Keramik, Meeresstil (Foto: Andree Stephan, 2001).

MELVILLES UNBEKANNTES ÄGYPTEN

Das Alte Ägypten inspiriert Kreative und Künstler seit Jahrhunderten. Antike Tempel und Stätten bilden die Kulisse für Opern, Musiker vertonen ihre als Tourist empfundenen Gefühle in Liedern, Maler verwenden den Sphinx, die Pyramiden und ägyptische Symbole als Motiv. Auch Schriftsteller reichern mit ägyptischen Bildern ihren Stoff an oder lassen ihre Geschichte in Ägypten spielen, ob im antiken in einem historischen Roman oder in einer Fantasyreise in einem Ägypten einer anderen Dimension. Ägypten hat sich als Synonym für mystisches Geheimwissen, rätselhafte Architektur und unverstandene Kunst etabliert.

Wenngleich Filme wie ‚Stargate‘ und ‚Die Mumie‘ oder Bücher von Terry Pratchett und Christian Jacq diese Klischees zu bedienen scheinen, so hat Ägypten auch namhafte Künstler verzaubert. Ezra Pound ließ sich für sein Gedicht *De Aegypto* vom Totenbuch beeinflussen, einer altägyptischen Textsammlung über Jenseitsvorstellungen, die für den Verstorbenen im Grab deponiert wurde. James Joyce verarbeitete das Totenbuch gleichermaßen in *Finnegans Wake*. Und im gesamten Werk von Harry Mulisch sind über 100 Verweise auf das Alte Ägypten verstreut.

Auf eine vergleichbar hohe Zahl und eine ähnlich breite Streuung kommt Herman Melville. Es ist bereits gut erschlossen und erforscht, wie sehr Melville antike und biblische Anspielungen verwendete. Nathalia Wright hat allein in *Moby-Dick* etwa 250 Verweise auf die Bibel gefunden (Melville's use of the bible, 1949). Auch hinsichtlich des Alten Ägyptens ist das Walepos die reichste Quelle in Melvilles Oeuvre. Etwa die Hälfte aller Anspielungen auf Ägypten findet sich hier. Doch auch der Roman *Mardi*, der etwas früher erschien, enthält über 20 Verweise. Danach nimmt die Intensität ab.

Liegen manch klassischer Autor und natürlich die Bibelzitate als Quelle für seine Verweise offen, ist dagegen weithin unbekannt, woher seine Informationen über das antike Reich am Nil stammen. Freilich gab es bereits im 19. Jahrhundert einen bescheidenen Ägyptentourismus und Melville reiste Ende der 1850er Jahre selbst nach Europa und in den östlichen Mittelmeerraum. Tagebucheinträge vom Januar 1857 überliefern seinen Besuch der Pyramiden. Allerdings ist *Moby-Dick* bereits 1851 erschienen, *Mardi* sogar zwei Jahre früher. Somit basieren die Verweise auf Eindrücken und Informationen, die zehn Jahre älter sein müssen. Während die beiden Werke einen *terminus ante quem* bilden, wird das Zeitfenster auf der anderen Seite von der Möglichkeit für Melville geschlossen, sich ein derartiges Wissen anzueignen. Dieser *terminus post quem* liegt später als seine Schulzeit, denn wenngleich seine Mutter Maria ihm ein fundiertes Bibelwissen mitgab, so blieb ihm eine gute klassische Bildung doch verwehrt.

Nach dem frühen Tod seines Vaters 1832 war er gezwungen, sich schon als Jugendlicher am Lebensunterhalt der Familie zu beteiligen, worunter seine schulische Ausbildung litt. Mit 20 Jahren heuerte Melville erstmals auf einem Walfangschiff an. In den folgenden fünf Jahren führten ihn seine Reisen u. a. nach Hawaii und in die Südsee, wo er zeitweise auch unter Eingeborenen lebte. Nach seiner Rückkehr 1844 verarbeitete Melville seine Erlebnisse in der Südsee literarisch und brachte mit seinen Abenteuerromanen die Exotik der fremden Südsee dem nordamerikanischen Publikum nahe. Damit hatte er zunächst auch einen bescheidenen Erfolg. In dieser Reihe bildet *Moby-Dick* den letzten Band, der wie bereits *Mardi* wesentlich tiefgründiger angelegt war. Thematisch steht er noch in der Folge seiner Südseeromane und der literarischen Aufarbeitung seiner Seereisen. Von den vorherigen Büchern unterscheidet sich *Moby-Dick* aber, indem es zu einem Bildungsroman ausufert, in den Melville enzyklopädisch das damals bekannte Wissen über Wale einarbeitet. So sind zwischen der eigentlichen Handlung mehrere Kapitel eingeschoben, die sich ausschließlich der Cetologie und dem Walfang widmen. Der stilistische Bruch wurde ein Misserfolg, die Kritiken waren vernichtend.

Neben diesen Sachkapiteln finden sich, wie angedeutet, hunderte antike und biblische Verweise, die das Buch zusätzlich anreichern. Zwischen seiner Seefahrerzeit, die 1844 endete, und den Werken *Mardi* und *Moby-Dick* liegen nur wenige Jahre. Freilich kann man schwer sagen, was die sicherlich bescheidene Schiffsbibliothek so barg. Eine Bibel wird gewiß dabei gewesen sein. Bei den klassischen griechischen und römischen Autoren stieß sie wohl an ihre Grenzen. Wissenschaftliche Abhandlungen, auf die Melville manchmal explizit verweist, können ausgeschlossen werden. Aus welchen Quellen kann er also zwischen 1844 und 1849 geschöpft haben?

Die Bibliothek Herman Melvilles wurde nach seinem Tod verstreut. Sie soll etwa 1.000 Bände umfasst haben. Einige Forschungsprojekte versuchen, ihren Bestand zu rekonstruieren, einschließlich der Werke, die er aus anderen Bibliotheken ausgeliehen hatte. Ägyptologische Werke finden sich in den Listen bisher nicht, auch keine des italienischen Ausgräbers Giovanni Battista Belzoni (1778-1823) oder des Entzifferers der Hieroglyphen Jean-François Champollion (1790-1832), obwohl Melville beide Forscher in *Mardi* erwähnt. Auch amerikanische Ägyptologen sucht man vergebens. Dies ist jedoch der Situation dieser jungen Wissenschaft in Amerika Mitte des 19. Jahrhunderts geschuldet. Die großen amerikanischen Ägyptologen wie Charles E. Wilbour, James H. Breasted, George A. Reisner und Theodore M. Davis sind alle erst nach der Abfassung des *Moby-Dick* archäologisch und publizistisch aktiv geworden. Am ehesten kommt noch ein Geschichtswerk über die alten Kulturen des Vorderen Orients von Charles Rollin (*The Ancient History of the Egyptians, Carthaginians, Assyrians, Babylonians, Medes, and Persians, Macedonians, and Grecians*, 1729) in einer Ausgabe um 1828 in Frage, dessen Inhalt zum Zeitpunkt seiner Auflage allerdings schon hundert Jahre alt war. Aktuelles archäologisches Wissen konnte Melville hieraus also kaum ziehen.

Wenn Exlibris, Randnotizen oder Leihdokumente keine Hinweise auf die Besitzerschaft oder das zeitweilige Ausleihen einschlägiger Werke liefern, muss man umgekehrt vorgehen. Anhand der Inhalte kann man versuchen, zu rekonstruieren, aus welchen Quellen die verarbeiteten Informationen stammen. Dafür sind Gemeinplätze und oberflächliche Beschreibungen natürlich unergiebig, von denen es freilich auch viele gibt und die sogar die Mehrheit der Verweise ausmachen. Verwertbare Informationen müssen so spezifisch sein, dass ihr Ursprung nachvollziehbar ist. Im Weiteren soll eine dieser Quellen aufgedeckt werden.

Kulminationspunkt des Interesses am Alten Ägypten sind meistens die Pyramiden, auf die sich auch Melville mehrmals bezieht. Eine der Fragen, die sich Melville stellte, ist diejenige nach dem Sinn dieser Bauten:

„Now, as the business of standing mast-heads, ashore or afloat, is a very ancient and interesting one, let us in some measure expatiate here. I take it, that the earliest standers of mast-heads were the old Egyptians; because, in all my researches, I find none prior to them. For though their progenitors, the builders of Babel, must doubtless, by their tower, have intended to rear the loftiest mast-head in all Asia, or Africa either; yet (ere the final truck was put to it) as that great stone mast of theirs may be said to have gone by the board, in the dread gale of God's wrath; therefore, we cannot give these Babel builders priority over the Egyptians. And that the Egyptians were a nation of mast-head standers, is an assertion based upon the general belief among archaeologists, that the first pyramids were founded for astronomical purposes: a theory singularly supported by the peculiar stair-like formation of all four sides of those edifices; whereby, with prodigious long upliftings of their legs, those old astronomers were wont to mount to the apex, and sing out for new stars; even as the look-outs of a modern ship sing out for a sail, or a whale just bearing in sight.“ (*Moby-Dick*, Kapitel 35, S. 154f.)

Der Ansatz Melvilles ist zunächst etwas verwirrend, vergleicht er doch altägyptische Architektur mit modernem Schiffsbau. Dazu bedient er sich sogar nautischer Begriffe wie Topp, Großmast, Bord, Flaggenkopf, Hinaufentern und schließlich des speziell im Walfang gängigen Ausdrucks des „Aussingens“ für die Meldung einer Walsichtung. Dann schwenkt Melville jedoch vom Ausguck eines Schiffes und der Beobachtung des Horizontes nach anderen Schiffen auf die

Beobachtung der Sterne um. Während der erste Vergleich wohl auf seinen persönlichen Eindruck als Seefahrer zurückgeht, beruft er sich bei der Astronomie auf die damals allgemeine Auffassung der Archäologen („general belief among archaeologists“). Offenbar hat sich Melville also intensiver mit diesem Thema beschäftigt oder recherchiert, worauf er auch kurz zuvor einen Hinweis gibt, indem er deutlich von „Nachforschungen“ spricht.

Bereits in einem Mitte des 19. Jahrhunderts verfassten Text auf eine astronomische Interpretation der ägyptischen Pyramiden zu stoßen überrascht. Wenngleich es schon früh Theorien und Erkenntnisse der Ägyptologie über die ägyptische Astronomie gab, so ist die altägyptische Astronomie doch erst mit der modernen Raumfahrt populär geworden. Als Beispiel sei hier die Deutung der Konstellation der Gizeh-Pyramiden auf den Gürtel des Sternbildes Orion durch Robert Bauval in den 1990er Jahren angeführt (The Orion mystery, 1994; The message of the Sphinx, 1996).

Gleichwohl gaben die Pyramiden schon früh Anlass zu astronomischen Studien und Interpretationen. Einer der bekanntesten und frühesten Forscher in diesem Bereich war Charles Piazzi Smyth (1819–1900), ein Zeitgenosse Melvilles. Er war britischer Astronom und Astrologe und gehörte zu den Pionieren der Pyramidenforschung. Piazzi Smyth besuchte die Pyramiden allerdings erstmals 1865, also knapp 15 Jahre, nachdem Melville *Moby-Dick* veröffentlicht hatte! Die Kenntnisse Melvilles müssen demnach auf noch ältere Quellen zurückgehen.

Hier bietet sich nur noch Edmé François Jomard (1777–1862) an, ein heute fast vergessener französischer Ingenieur und Geograph. Er gehörte zur wissenschaftlichen Begleitmannschaft von Napoleon Bonapartes Ägyptenexpedition. 1798–1801 hatte dieser mit über 30.000 Soldaten Ägypten besetzt, u. a. um Englands Verbindung zu seinen Kolonien in Asien zu stören. Seinem militärischen Tross gehörten auch circa 150 Wissenschaftler an, um die Geographie und Archäologie des Landes zu erkunden. Ihre Zeichnungen und Erkenntnisse wurden anschließend in einem monumentalen mehrbändigen Werk veröffentlicht, der *Description de l'Égypte* (Description de l'Égypte ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française, 1809–1828). Neben einer leitenden Funktion in der Herausgeberschaft verfasste Jomard selbst Kapitel, in denen er sich mit der Mathematik der Alten Ägypter auseinandersetzte. Im weiteren Sinne schloss er dabei die Astronomie ein, wobei er auch die Pyramiden berücksichtigte. Sowohl das Erscheinungsdatum dieser Studie als auch deren Inhalt lassen vermuten, dass Melville Zugang zu einem Exemplar dieses Werkes hatte. Für diese These gibt es weitere Indizien, die sogar direkt an die Astronomie anknüpfen.

Melville geht in seinem Buch auch antiken Vorstellungen und Darstellungen von Walen nach. Dabei stößt er auch auf ägyptische Quellen, denen er allerdings Fehler unterstellt:

„It may be that the primal source of all those pictorial delusions will be found among the oldest Hindoo, Egyptian, and Grecian sculptures. For ever since those inventive but unscrupulous times [...]; ever since then has something of the same sort of license prevailed, not only in most popular pictures of the whale, but in many scientific presentations of him.“ (Moby-Dick, Kapitel 55, S. 260)

„[...] but upon Egyptian tablets, whose antiquity seems to claim for them an almost fossiliferous character, we find the unmistakable print of his fin. In an apartment of the great temple of Denderah, some fifty years ago, there was discovered upon the granite ceiling a sculptured and painted planisphere, abounding in centaurs, griffins, and dolphins, similar to the grotesque figures on the celestial globe of the moderns. Gliding among them, old Leviathan swam as of yore; was there swimming in that planisphere, centuries before Solomon was cradled.“ (Moby-Dick, Kapitel 104, S. 457f.)

Melville zieht hier eine echte astronomische Darstellung aus dem Alten Ägypten heran. Es handelt sich um den Zodiak im Tempel von Dendara etwa 60 km nördlich von Luxor aus der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr., der ebenfalls während der Expedition Napoleons entdeckt wurde, worauf Melville explizit hinweist. Offenbar kannte Melville hiervon die Abbildungen. Da die *Description de l'Égypte* auch diese Entdeckung dokumentierte, sind Abbildungen des

Tempels und des Zodiaks dort ebenfalls zu finden gewesen. So konnte Melville an der Decke die Abbildung eines Wals entdecken. Was Melville als solchen zu identifizieren glaubt, ist allerdings ein Ziegenfisch, dessen Motiv ursprünglich aus Babylonien stammt und in römischer Zeit im Tierkreis durch den Steinbock ersetzt wurde. Von einem Wal kann mitnichten die Rede sein.

Man darf darüber nicht zu streng urteilen. Die Entdeckungen der französischen Expedition, ihre Dokumentation und die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion und andere Wissenschaftler im gleichen Zeitraum bildeten erst die Basis für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Alten Ägypten und das Verständnis seiner Kunst, Kultur und Architektur. Auch ein dritter Hinweis basiert auf einem Missverständnis Melvilles. Dort liefert er eine seltsame Ansicht über den ägyptischen Tierkult:

„It is out of the idolatrous dotings of the old Egyptians upon broiled ibis and roasted river horse, that you see the mummies of those creatures in their huge bake-houses the pyramids.“ (Moby-Dick, Kapitel 1, S. 5)

Hier liefert Melville eine klare Falschinformation. Es gibt zwar große Tierfriedhöfe, aus denen gerade die Ibismumien sehr bekannt sind. Doch sie liegen lediglich in der Nähe der Pyramiden, so bspw. in Saqqara in der Nähe der Stufenpyramide des Pharaos Djoser. In den Pyramiden selbst wurden keine Tiere bestattet. Das widerspricht auch der chronologischen Stellung beider Phänomene. Die Pyramiden stammen aus der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr., die meisten Tiernekropolen sind 2000 Jahre jünger. Es existiert also weder eine inhaltliche noch eine chronologische Verbindung! Vielleicht sind hier einige Informationen bei Melville durcheinander geraten. Denn auch Tiernekropolen und Ibismumien wurden während der Napoleon-Expedition erkundet und sind aufgrund des geografischen Aufbaus der *Description de l'Égypte* zusammen publiziert worden.

Die Interpretation der Pyramiden als Backöfen und die Zustandsbeschreibung als „gebratene Ibisse“ ist wahrscheinlich auf die Art der Grablegung der Ibismumien zurückzuführen. Sie wurden nämlich oftmals in Tonkrügen bestattet. Während diese in Wahrheit als improvisierte Miniatur-Sarkophage dienten, zog Melville aus den Abbildungen offenbar falsche Rückschlüsse auf den Herstellungsprozess der Mumien.

Die drei aufgelisteten Beispiele liefern eine Kostprobe, wie Herman Melville bereits Mitte des 19. Jahrhunderts regelmäßig sein Wissen und sein Bild über das Alte Ägypten einbrachte, um eine mystische Stimmung zu erzeugen oder vermeintlich wissenschaftliche Erkenntnisse einzuflechten. Woher er sein Wissen bezog, kann teilweise nachvollzogen werden. So kannte er offenbar die *Description de l'Égypte*, auf deren Bild- und Textdokumentation er sich mehrfach stützte. Er beruft sich auf sie im Zusammenhang mit den Pyramiden, der altägyptischen Kunst, den Tiermumien sowie der altägyptischen Astronomie, ohne sie oder die Expedition Napoleons explizit zu erwähnen.

Melville war zum Zeitpunkt der Abfassung des *Moby-Dick* gerade einmal sieben Jahre von seinen Reisen zurückgekehrt. Vorher wurde nur eingeschränkt Zeit in seine Bildung investiert, und die auf den Schiffen vorhandenen Bibliotheken waren sicher nicht so gut ausgestattet, dass er dort die Werke der frühen Ägyptologie hätte lesen können. Dazu standen ihm während seiner Zeit in New York vor allem zwei Bibliotheken offen. Zum einen hatte er Zugang zur mehrere tausend Bände umfassenden Privatbibliothek von Evert Duyckincks, einem amerikanischen Verleger, den Melville 1846 kennenlernte. Zum anderen konnte er die New York Society Library nutzen, nachdem er dort 1848 Teilhaber geworden war. In Letzterer ist auch ein Exemplar der *Description de l'Égypte* registriert (Z-Fo D4492 D3 v.1-v.9). Vielleicht handelt es sich hierbei um exakt die Vorlage für Melvilles ägyptologische Bildung.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass die Kenntnisse über Melvilles Quellen und seine Bibliotheken noch immer bruchstückhaft sind. Die Rekonstruktion muss aber auch über die von ihm in seinen eigenen Büchern vermittelten Inhalte geschehen. Denn selbst bei der Suche nach Büchern aus den Bereichen Geschichte und Religion stößt man derzeit in den

Katalogen seiner Bibliothek auf kein ägyptologisches Werk. Diese Lücke widerspricht seinem offensichtlichen Interesse und seinen zahlreichen Bezugnahmen auf das Alte Ägypten. Sie ist zwar nicht gänzlich zu schließen, da Melvilles Hinweise nur selten so ergiebig sind wie die oben herangezogenen Beispiele. Eine der Quellen lässt sich jedoch eindeutig bestimmen.

Der hier veröffentlichte Text ist eine gekürzte und leicht geänderte Fassung von: Marcus Müller-Roth, Walverwandtschaften – Herman Melville und Ägypten, in: Christina Knoll/ Vanessa-Isabelle Reinwand (Hgg.), Forschung trifft Literatur. Aktuelle Forschungsthemen im Spiegel literarischer Werke, Oberhausen 2011, 65-83.

Benutzte Textausgabe: Herman Melville, Moby-Dick or The Whale (The Writings of Herman Melville. The Northwestern-Newberry Edition 6), Evanston/ Chicago 1988.

Zu Melvilles Bibliothek:

Charles Olson's Melville Project: URL: http://charlesolson.uconn.edu/Works_in_the_Collection/Melville_-_Project/ (letzter Zugriff: 21.02.2013)

Melville's Marginalia Online mit dem ›Online Catalog of Books and Documents Owned, Borrowed and Consulted by Herman Melville‹: URL: <http://melvillemarginalia.org/front.php> (letzter Zugriff: 21.02.2013)
Merton M. Sealts, Melville's Reading, Columbia 1988.

MARCUS MÜLLER-ROTH, geb. 1976, promovierter Ägyptologe, ist als Referent beim Wissenschaftsrat in Köln tätig.

ROLAND REUSS: ENDE DER HYPNOSE **besprochen von Martin Schlemmer**

Die folgenden Zeilen bringe ich unbefangen zu „Papier“, da der Autor sie vermutlich niemals zu Gesicht bekommen wird – zumindest wenn er seinen eigenen Direktiven treu bleibt.

Meinen ersten Fehler begehe ich bereits mit dem Erwerb des vorzustellenden Büchleins: In zeitlicher Not und von großem Interesse geplagt, bestelle ich dieses bei einem namhaften Online-Versand – sehr zum potentiellen Missfallen des Autors Roland Reuß. Dabei hätte ich dessen im Stroemfeld-Verlag erschienenen Buch „Ende der Hypnose. Vom Netz und zum Buch“ auch auf der Webseite des Verlages finden und bestellen können. Dies wäre dann allerdings noch immer nicht im Sinne des Urhebers gewesen.

Dieser begreift den Prozess der „Digitalisierung“ als politische Herausforderung und konstatiert als Kennzeichen der Gegenwart eine „perfekte Verklumpung von Digitaltechnologie, Bürokratie, Kontrollbedürfnis und subjektiver Totalverblendung“.

Die Fragen um „das Netz“ mit denjenigen um die Atomenergie verquickend, ja letztlich gleichsetzend, lehrt uns Reuß, dass sowohl „Tepco“ als auch „Amazon“ sehr weit vom wahren, guten Leben entfernt sind.

Das „Netz“ schafft Abhängigkeiten, manipuliert die Menschheit und schafft Bedürfnisse, die ansonsten, so der Autor, niemals irgendjemand verspürt hätte. Und wenn sich nun doch jemand für Heinrich von Kleist interessiert, den Weg zum nächstgelegenen UB-Katalog jedoch gescheut oder gar nicht erst gefunden hätte? So aber finde ich bei meiner Suche im (*horribile dictu*) „Netz“ – nein, hier bemühe ich nicht die von Reuß inkriminierte Suchmaschine, deren Namen nun einem jeden auf der Zunge liegen mag, sondern eine medienpolitisch korrektere Variante – an prominenter Stelle die Brandenburger Kleist-Ausgabe, deren Bände ich – einen weiteren Fehler vermeidend – jedoch **n i c h t** bei Amazon bestelle.

Natürlich trifft Reuß' Feststellung zu, dass der westlich-mediale „Hype“ um die „Facebook'-Revolutionen“ rund um das Mittelmeer ebenso naiv wie vorschnell war, doch ist dies nur das eine Ende des Hufeisens.

Allheilmittel und Heilsbringer hier, Instrument subtiler Verdummung und Manipulation, ja Unterdrückung dort – vielleicht liegt die „Wahrheit“ nicht immer in der Mitte. Doch wer da glaubt, das „Netz“ an sich sei weder gut noch böse, sollte sich vorsehen: Er vertritt laut Reuß „pure Ideologie“.

Ganz anders der Autor: Er hat erkannt, dass der E-Mail-Verkehr „mensenunwürdige Maße“ erreicht, das Handy längst in die letzten Oasen der Ruhe vorgedrungen ist. Der Unrast und Unstetigkeit des „Netzes“ möchte Reuß Muße und Entschleunigung entgegen setzen – und legt dabei implizit nahe, dass dies für Menschen, die sich im „Netz“ bewegen, unmöglich sei. Verantwortlich dafür seien nicht zuletzt Industrie und Lobbyismus, die sich gut in diesen „Zeiten der Isolation, der Verwüstung“ einzurichten wüssten.

Die bildungs- und gesellschaftspolitischen Postulate, welche Reuß immer wieder in seinen Text einfließt, sind durchaus bedenkenswert, mitunter alles andere als unberechtigt. Gelegentlich droht Reuß jedoch derart ins Plakative abzudriften, wie man es für gewöhnlich nur den von ihm Gescholtenen zutraut: Banken, Finanzwelt und Werbebranche werden in den Senkel gestellt, der „Spätkapitalismus“ in Bausch und Bogen verworfen. Diesen stabilisiert, ja unter

stützt, wer „Google“ oder „Facebook“ gut findet – sprich: diese Angebote nutzt. Demnach gibt es alleine in Deutschland Abermillionen ahnungsloser (?) und unfreiwilliger (?) Agenten der Unfreiheit. Reuß moniert, dass seine Recherchen im Schlund des Ungeheuers „Google“ verschwinden und in dessen Magen gespeichert werden. Kennt er die Alternativen nicht (es gibt sie!), oder möchte er sie nicht kennen? In der „Selbstanpreisung“ per „Facebook“ sieht Reuß schließlich eine Vorstufe zur Pornographie.

Zugegeben: Die Absenkung des Niveaus in Bildungsfragen verfehlte in der Vergangenheit allzu häufig das Ziel; oft genug dürften die entsprechenden Maßnahmen sogar den Weg dorthin erst richtig verschlossen haben. Doch wer Heisenbergs oder Gödels Gedanken verstehen will, muss entweder Mathematik, Physik und nach Möglichkeit auch Philosophie studieren – oder sich eben tatsächlich „dort abholen lassen, wo er steht“ – offenbar ein Graus in den Augen des Autors. Sich abholen zu lassen, wo man steht: Was ist so schlimm daran, solange man dort nicht regungslos verharrt, sondern bereit ist, sich neue Horizonte aufzeigen zu lassen? Kann nicht „sogar“ ein „Wikipedia“-Artikel der virtuelle Ort des Aufbruchs zu neuen Ufern der Erkenntnis sein?

Ins Schwarze trifft der Autor mit seiner Kritik an den universitären Gepflogenheiten von stromlinienförmiger Antragslyrik, hochtrabendem Wortgeklingel, ewigen Rankings und peinlich-nervigen „Selbstlaudaturen“. Dieser ist man inzwischen tatsächlich überdrüssig. Ebenso der Ökonomisierung der Wissenschaft. Doch wo liegt hier der zwangsläufige Nexus zum „Netz“? Ist dies wirklich eine Folge des digitalen Take-offs? Ist das „Netz“ hier wirklich als Ursache zu betrachten?

Reuß' Büchlein ist provokant geschrieben, lädt ein zum Widerspruch (oder auch zur Zustimmung) und funktioniert – hurra! – ohne Stromzufuhr. Zudem benötigt jeder „Hype“ – auch derjenige um „Facebook“ und Konsorten – sein Korrektiv. Insofern ist die einsame Insel genau der richtige Ort für das „Ende der Hypnose“ ...

Roland Reuß, Ende der Hypnose. Vom Netz und zum Buch, Stroemfeld Verlag, Frankfurt a. M./ Basel 2012, ISBN 386600141X, broschiert, 128 Seiten, 12,80 EUR.

MARTIN SCHLEMMER, geb. 1975, promovierter Historiker, ist Archivar im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Düsseldorf).

themenschwerpunkt
Francesco Petrarca



Francisci petrarche poetæ laureati quorundâ clarissimorū herouū epithomatis ad generosissimū patrum dominū ielutū franciscū de canuria Rubricæ.

De Romulo pmo Romanorū rege.

De Numa pōpilio secūdo romanorū rege.

De Tullo hostilio tēto romanorū rege.

De Ancho mātio quāto romanorū rege.

De Junio bruto pmo romanorū cōsule.

De horatio coele.

De lucio quiritio acinato.

De oarō furio camillo.

De Tito oarōlio trequato.

De publico decio.

De lucio papurio cursore.

De oarō curio dentato.

De fabicio lucilio.

De Alexandro macedone.

De Pirro epirdotaz rege.

De hambale cāthaginiensiu dūce.

De quito fabio maximo cūctatore.

De oarō claudio oarvello.

De claudio nerone et lūio salmatore.

De publico cōnelio scipioe africano matore.

De oarō pōtio catone censorino.

De hāio iulio cesare.

De oarō valerio coruino.

Source gallica.bnf.fr / Bibliothèque nationale de France

Inhaltsverzeichnis einer Handschrift von Petrarca's *De viris illustribus* mit Porträt des Autors, 1379
(Paris, Bibliothèque nationale de France, MS Latin 6069 F, fol. A v;
Permalink: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b8447770d/f12.item>)

Francesco Petrarca (1304–1374)

CANZONIERE CXXXII: S'AMOR NON È

S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?
ma s'egli è amor, per Dio, che cosa e quale?
se bona, ond' è l'effetto aspro mortale?
se ria, ond' è sì dolce ogni tormento?

S' a mia voglia ardo, ond' è 'l pianto e lamento?
s' a mal mio grado, il lamentar che vale?
O viva morte, o diletto male,
come puoi tanto in me, s' io nol consento?

E s' io 'l consento, a gran torto mi doglio.
Fra sì contrari venti in frale barca
mi trovo in alto mar senza governo,

sì lieve di saver, d'error sì carica,
ch'i' medesimo non so quel ch' io mi voglio,
e tremo a mezza state, ardendo il verno.

Zitiert nach: Francesco Petrarca, Canzoniere. Introduzione e note di Piero Cudini (i grandi libri Garzanti 61), Cernusco 1996 (13. Aufl.), S. 193.

Martin Opitz (1597–1639)

SONETT XVI: FRANCISCI PETRARCHAE.

Ist Liebe lauter nichts / wie daß sie mich entzündet?
Ist sie dann gleichwol was / wem ist jhr Thun bewust?
Ist sie auch gut vnd recht / wie bringt sie böse Lust?
Ist sie nicht gut / wie daß man Frewd' aus jhr empfindet?

Lieb' ich ohn allen Zwang / wie kan ich Schmertzen tragen?
Muß ich es thun / was hilfft's daß ich solch Trawren führ'?
Heb' ich es vngern an / wer dann befihlt es mir?
Thue ich es aber gern' / vmb was hab' ich zu klagen?

Ich wancke wie das Graß so von den kühlen Winden
Vmb Vesperzeit bald hin geneiget wird / bald her:
Ich walle wie ein Schiff das durch das wilde Meer

Von Wellen vmbgejagt nicht kan zu Rande finden.
Ich weis nicht was ich wil / ich wil nicht was ich weis:
Im Sommer ist mir kalt / im Winter ist mir heiß.

Aus: Martin Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, hier Buch VII: Martini Opitii Sonnete [!], Nr. XVI.
Zitiert nach: Martin Opitz, Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Hrsg. v. George Schulz-Behrend, Bd. II,
2. Teil (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 301), Stuttgart 1979, S. 703. Es handelt sich um
eine Übertragung des Sonetts *S'amor non è* von Petrarca.

Rainer Maria Gassen

FREMDE FREUNDE

Sonette

I

In Dir vermute ich mein Bild und kehr'
zurück auf Wegen diesseits meiner Zeit;
vor mir entsteht jetzt wieder Dein Gesicht,
erinnert aus dem Blütenblättertage.

Fremd umweht bekanntes Staunen Deinen
Blick aus nie gestellten Fragen: siehst Du
Dich in mir und gibst Dich preis in einem
Lächeln, weißt Du mich in Dir verborgen.

So vielen Trieben hat ein später Frost
schon Frist geboten – langen Sommern bleibt
noch kühne Hoffnung auf den einen Herbst.

Knallig rot und regentriefend fällt das
Laub aus schweren Kronen, hüllt Dich ein in
meine Klänge für erlöste Worte.

II

So auch Dein Name den vertrauten Klang
bewahrt: den silberschattig spröden Ton
aus Schulwegblicken winterhart gewagt;
heißt Du noch so, wie ich Dich früher rief?

Nur noch mild erinnern Deine Schritte
an den Pappschnee dunkler Morgenstunden;
ausgehaucht verlieren sich die Spuren
dann in Strahlen flacher Mittagssonnen.

Was rette ich noch aus Erinn'ungsschutt
jahrzehntealter Fetzen, wie verklär'
ich meine Klage einem tauben Ohr?

Taugen die vergessenen Geräusche
doch, Lawinen loszutreten, stolpern
hilflos talwärts endlich auch begraben

III

Erschöpftes Licht kriecht in den Schattenwald
und schleppt sich in die augenlose Zeit;
wie wollte sich Dein Stundenzeiger jetzt
nicht endlich lossagen von seinem Weg?

Dunkelschwarz markierte Pfeile deuten
Dir nur ungefähr, wo Du mich ortest,
wo Du tastend Irre lotest; noch und
nochmals fremder Dich selbst wiederfindest.

Auch spürst Du nicht einmal, wie unsichtbar
ich vor Dir steh', wie unverhofft ich Dir
den Atem nehme, wortlos bei Dir bin.

Lecken kalte Flammen Dein betörtes
Lächeln auf, verraten sie: Du zweifelst
an den Maschen Deiner eig'nen Netze.

IV

Was bleibt uns, Dir und mir, am späten Tag,
wovon ist uns noch Teil und wovon Frist;
gebrauchtes Glück, erinnert nur, und wie
geschmägt in Jahresringen abgelegt.

Trügt die Hoffnung auch, wenn Silberstreifen
bleiern an der Erde kauern, lautlos
Deine Klage dunkler Stunden flucht, bis
schwarzes Rot den Horizont entzündet.

Der Liebe in den Armen – eingetaucht
in das vertraute Felsenmeer – singst Du
„es war einmal ein treuer Husar, der liebt ...“.

Tränt das Auge fahles Blut und malt Dir
Fährten auf die Haut, weiß ich, wie Deine
Furcht Dich lehrt, die Ufer noch zu meiden.

V

Trotz schwerer See hörst Du im Fauchen der
verkeilten Winde dennoch meinen Ruf;
wie kenn' ich Dich, wenn Dein und mein Verrat
uns nur noch bei erfund'nen Namen nennt.

Süßer ewig die verbot'nen Früchte,
stillen nie und lassen Dich so hungrig
wie zuvor; so darbe ich an Deinen
Brüsten, satt von Deinen kargen Küssen.

Die Stürme stolpern jetzt erschöpft an Land,
sie lecken Wunden ihrer eig'nen Wut,
genuggetan und schier besinnungslos.

Abschied glänzt in Deinem Auge: keine
Träne – nur zur Strecke ist jetzt unser
Raub gebracht: ein Mahl für schlimme Zeiten.

RAINER MARIA GASSEN, geb. 1946 in Koblenz, ging in Deutschland und England zur Schule, studierte Anglistik in England und Germanistik in Deutschland und war Lehrer in England, Indien und den Rheinlanden. Literarisches Arbeitsgebiet: Lyrik. Zuletzt erschienen: DAS SONNENGEFLECHT. SONETTE (Free Pen Verlag Bonn 2012). Der hier veröffentlichte Gedichtzyklus stammt aus dem Jahr 2007.

Cornelius van Alsum

LAURAS STALKER

I

Und dann, sechshundertvierundachtzig Jahre,
Neun Monate und Tage zehn und sieben,
Nachdem er sie erschaut, die einzig wahre,
Stand's zeitgemäß und schwarz auf weiß geschrieben:

*Daß, zöge man erst ab die Wunderschreibe,
Weil sich fixiert des Dichters Avatar,
Vom Canzoniere nur der Stalker bliebe.*
E i n Ausgang macht den Irrgang: allzu klar.

Denn fühlte er, nach Reimen und Sestine,
Wer weiß das schon, in sich den Dirty Talker,
Dann sagte er vielleicht zur Konkubine:

„Ich lieb' sie, ja. Aber für'n Labyrinth
Bin ich zu groß: zwei Köpfe überm Stalker.
Jetzt zieh dich aus. Sei nackt und blind, mein Kind!“

II

Man stellte ihn mir vor ... Dreizehn... vor langer Zeit:
Verlegen der Riese, doch ohne Panik,
Und er wußte, was sich vor Frau de Sade schickt.
Ich hör' jetzt öfters, wie herrlich er schreibt.

Schneehaut und Goldhaar: nur ein Idealbild;
Und ich bin auch nicht sein lebender Stein:
Ich hab' von jeher Almosen verteilt –
In Brot und Münzen, selbst wo's niemand wahrnimmt.

Der Dichter spielt nur, er kennt mich ja kaum.
Aber was ist, wenn nicht? Ich grüble schon,
Ob es nicht doch so schlimm war: all die Jahre.

Und jetzt, wo mich die böse Krankheit holt
Und der Firn bald die düstren Flecken taut,
Kann ich ihn nicht mehr fragen.

Der Gedichttitel zitiert eine Formulierung aus Christiane Pöhlmanns Rezension zu einer italienisch-deutschen Teilausgabe des *Canzoniere* (FAZ vom 23. Januar 2012).

EIN LEBENDER STEIN, EINE GELIEBTE FEINDIN

Francesco Petrarca im Gespräch über Leben, Werk und Nachleben

Während der 16. Juni, der „Bloomsday“, mittlerweile als bestens etablierter literarischer Festtag gelten kann und auf vielfältige Weise begangen wird, ist es um den 6. April deutlich stiller. Dabei ist der Schicksalstag im Leben Petrarcas, das Datum seiner Begegnung mit Laura 1327 und das ihres Todes im Jahre 1348, vielleicht an sich schon eine fiktionale Leistung des Dichters und insofern dem „Bloomsday“ aus dem *Ulysses* durchaus verwandt: zeigt die nähere chronologische Überprüfung doch, daß Petrarca seiner großen Liebe entweder am 6. April oder am Karfreitag dieses Jahres begegnet sein kann, nicht jedoch, wie von ihm behauptet, beides zugleich. Der 6. April 1327 fiel auf den Montag der Karwoche.

Oder haben wir es gar mit einer dritten Möglichkeit zu tun? Unter einer Voraussetzung könnte Laura wahrhaftig am Karfreitag, dem 6. April 1327, in der Kirche Ste-Claire zu Avignon gewesen sein – dann nämlich, wenn die Frauengestalt aus Petrarcas Dichtungen ebenso identisch mit der von ihm in der Kirche erblickten Dame wäre wie der Karfreitag dieses Jahres mit dem 6. April ...

Damit sind Fragen berührt, die sich die Leser Petrarcas seit seinen Lebzeiten stellen. Einfache Antworten sollte man nach Jahrhunderten der Suche nicht erwarten. Andererseits ist das Problem, in welchem Verhältnis das lyrische Ich zur Person seines Autors und dessen Biographie steht, Autoren wie Lesern stets aufs neue aufgegeben, wird dieses Verhältnis mit wechselnden literarischen Strömungen immer wieder neu austariert: Gerade weil das Wörtchen Ich in der Gegenwartslyrik tendenziell zurücktritt, dürfte es in einigen Jahren oder Jahrzehnten mit großer Wahrscheinlichkeit wieder hervortreten.

Cornelius van Alsum hat versucht, mit Francesco Petrarca über das heikle Personalpronomen und manches andere ins Gespräch zu kommen.

Herr Petrarca, zunächst danke ich Ihnen herzlich dafür, daß Sie – nun, man kann wohl sagen: das Unmögliche möglich gemacht haben und uns für ein Gespräch zur Verfügung stehen.

Keine Ursache, junger Mann. Das Zwiegespräch mit den großen Verstorbenen habe ich ja auch meinerseits gesucht –

Oh, mit Ihrem „Secretum“ möchte ich dieses Interview aber nicht auf eine Stufe stellen! Das wäre ja maßlos eitel.

(Petrarca in gemüthlicher Stimmung.) Da seien Sie mal ganz unbesorgt, ich kannte meinen Rang schon zu Lebzeiten recht gut, sonst hätte ich mich nicht um die Dichterkrönung bemüht –

Noch dazu gleichzeitig in Paris und Rom.

(Lacht.) Genau! Und dann kommt natürlich hinzu, daß man von drüben einfach deutlicher und richtiger sieht: ohne Verzerrung. Sie sind nicht ich und ich bin nicht der heilige Augustinus –
Schön, daß Sie das so auf den Punkt bringen.

Es bliebe dann allerdings noch die Frage, ob ich denn ich bin – war. Aber unter anderem darüber möchten Sie, soweit ich es verstanden habe, ja das Gespräch führen.

Ja, unter anderem.

Es wird mir ein Vergnügen sein – oder wem auch immer. (Lacht.) Aber lassen wir das erst einmal. Übrigens habe ich nicht nur Freude an derlei Unterredungen; das Jenseitsreisen liegt mir, wie Sie sich denken können, ebenfalls nicht fern.

In der Tat, ich hatte von vornherein gehofft, die Zeit um Ostern könnte dafür geeignet sein, und dann haben Sie ja glücklicherweise auch zugesagt.

(Petrarca nickt freundlich.)

Das heißt dann aber, wenn ich hieran gleich eine Frage anschließen darf – Bitte, bitte.

– Sie folgen hier ganz bewußt dem Vorbild Dantes?

(Petrarca lächelt mit listigem Gesichtsausdruck.) So – könnte man das sagen.

Dabei haben Sie doch zu Lebzeiten beharrlich abgestritten, die „Commedia“ je auch nur gelesen zu haben.

Junger Mann, das tue ich auch jetzt.

Und trotzdem folgen Sie dem Vorbild Dantes?

Genau: dem Vorbild, dem auch er gefolgt ist. Meinem hochverehrten Vergil. Sechstes Buch, Sie wissen schon.

Entschuldigen Sie, man hätte es sich in der Tat denken können ... Die Legende will ja sogar, daß Ihr Kopf bei Ihrem Tod auf der geliebten Vergil-Handschrift ruhte. Ist da etwas dran? Oder ist die Frage zu persönlich?

Zu persönlich ist sie nicht, sonst hätten Sie ja auch gleich eine Werkausgabe hier auf den Tisch legen können, um aus dieser zu zitieren, und wir könnten uns das Gespräch sparen. Und selbstverständlich ist „etwas dran“ an dieser – Überlieferung. Sie ist jedenfalls wahr. Aber was bringt es Ihnen, wenn ich sie hinsichtlich ihres Realitätsgehalts bestätige oder dementiere?

Nun ja – Sie würden uns möglicherweise einen interessanten Einblick eröffnen in die Art und Weise Ihres Nachlebens, der Petrarca-Rezeption ...

Und zwar um den Preis, daß dieses Nachleben wenigstens an einer Stelle merklich ausbleichen würde! Nein, nein, das lassen wir doch besser. Ich weiß, es ist etwas paradox, aber gerade wenn man Sinn und Begeisterung für das Altehrwürdige hat, sollte man eine gewisse Distanz dazu wahren und ihm nicht zu nahe treten. Das gilt eben nicht nur unter dem stofflichen Aspekt. Wenn Sie so wollen: gönnen Sie meiner Legende ihren Schrein.

Natürlich, das ist Ihr gutes Recht.

(Petrarca lächelt.) Eher das Ihre, junger Mann, das der Nachwelt.

Wo wir nun schon beim Thema Nachleben sind: Hat Sie der Erfolg des „Canzoniere“ und der „Trionfi“ durch die Jahrhunderte überrascht? Sie haben Ihre volkssprachlichen Werke doch immer wesentlich niedriger taxiert als Ihre lateinischen. Und dann auch gleich eine zweite Frage: Halten Sie persönlich immer noch an dieser Wertung fest?

Ja, doch. Allerdings habe ich selber, das kann man sich ja auch leicht denken, im Innersten natürlich nicht geglaubt, meine volkssprachlichen Dichtungen seien nur Kleinkram, Spielerei, wie ich es mit einer gewissen Koketterie behauptet habe. Ich hatte genug Arbeit damit, Sie wissen, die vielen Umarbeitungen ... Der Punkt ist aber ein anderer – einer der Ihren, Johan Huizinga – *Verzeihen Sie, daß ich Sie da unterbrechen muß, aber die Niederlande sind spätestens seit 1648 nicht mehr Teil Deutschlands bzw. des Heiligen Römischen Reiches.*

(Petrarca schmunzelt.) So war's auch gar nicht gemeint, Sie – transalpiner Barbar. Ob Sie mögen oder nicht, in meinen Augen macht so eine Landesgrenze keinen Unterschied. Wobei ich aber auch sehr gute Erinnerungen mit meinen Aufenthalten in jenen nördlichen Zonen verbinde.

Vermutlich nicht zuletzt den Fund der Rede „Pro Archia“ in Lüttich?

Ja, ganz genau. Die Stimme des großen Tullius, gleichsam wieder zum Leben erweckt ... Ach ja. Aber zurück zu Huizinga: Er hat es wunderbar auf den Punkt gebracht, das Lateinische habe eben – wohlgemerkt: als aktiv beherrschtes Idiom – einen ganz eigenen Zauber, einen faszinierenden Klang, eine großartige Genauigkeit, und deshalb solle man beispielsweise nicht gering von den lateinischen Dichtungen des jungen Erasmus und seiner Freunde denken. Ja, das ist es eben, deshalb bleibt es bei meiner Wertung.

Ich verstehe. Nun auch noch die erste Frage, wenn Sie gestatten: Der gewaltige Erfolg des „Canzoniere“ – wie ist es Ihnen damit ergangen?

Ehrlich gesagt, ist es mir manchmal etwas viel geworden mit dem Erfolg. Einer literarischen Mode von einigen Jahrzehnten Dauer als Vorbild zu dienen, das ist ja noch ganz schmeichelhaft, und welcher Künstler kann sich von diesem Maß an Eitelkeit freisprechen. Aber Jahrhunderte, und dann auch noch unter dem Namen Petrarkismus?! Ich kann Ihnen sagen, man fühlt sich ganz schön untot dabei. Wenigstens meine persönliche Eitelkeit reichte nicht aus, um das auf die Dauer genießen zu können. Nun ja, aber offenbar ist das – meine Strafe.

Was meinen Sie damit?

Man könnte sagen, die Warnung des heiligen Augustinus vor meiner Ruhmsucht hat sich als berechtigt erwiesen.

Was ehrlich gesagt nicht überraschend ist: Das „Secretum“ gestaltet schließlich Ihre Selbsterkenntnis.

Das haben Sie gesagt. Aber mal angenommen, es wäre so, dann hätte der Heilige mich auf jeden Fall so tadeln können.

Sind Sie denn mittlerweile über diese persönliche Schwäche hinaus?

Hmm. Weiß nicht. Von einem Künstler wäre das vielleicht zu viel verlangt, denke ich manchmal. Aber dann denke ich auch wieder: Wäre es nicht schön gewesen, nur der Sache zu dienen?

So wie Ihr Bruder Gherardo, dessen Eintritt in den Kartäuserorden Sie seinerzeit zutiefst aufgewühlt hat?

Genau. Aber so ein Weg war mir offenbar nicht gegeben. (Nach einer kurzen Pause.) Nun ja, machen wir mal weiter, junger Mann, Sie haben doch sicher noch andere Fragen.

Darf ich noch etwas zum Petrarkismus fragen? Er ist ja mittlerweile doch Geschichte und insofern auch für Sie ausgestanden.

Nur zu.

Welches Jahrhundert war das schlimmste für Sie?

Hmm. Wenn ich jetzt so zurückdenke – das siebzehnte. (Petrarca lächelt etwas boshaft.) Wissen Sie, da geht das dann los mit diesen zusammengeklopften deutschen Sonetten: einfach ein Graus für mein Toskanergehör! Wobei ich gegen den sittlichen und religiösen Ernst eines Gryphius oder Fleming nichts gesagt haben will. – Aber wie dem auch sei, ganz allgemein habe ich noch ein anderes Problem mit den Petrarkisten: Sie sind allzu folgsame Schüler, und dann wird's auf die Dauer reizlos, ihr Lehrer zu sein, gewesen zu sein. Lehren ist doch vor allem dann interessant, wenn die Schüler nicht alles tun, was man ihnen sagt, nicht wahr?

Da ist was dran. Hätten Sie aber vielleicht trotzdem einen Ratschlag für die Nachgeborenen?

Hm, eher ungern ... Na gut, vielleicht soviel: ganz allgemein rate ich dazu, öfter einmal – der Ratlosigkeit Raum zu lassen. Es kann Gutes daraus entstehen, übrigens auch in der Kunst.

Wenn ich da kurz einen Vers von Ihnen in deutscher Übertragung zitieren darf: „Ich weiß nicht, was ich will, ich will nicht, was ich weiß ...“

Bingo.

Bingo?!

Ja, Bingo. Ich lebe ja nicht hinterm Mond.

Nicht hinter dem Mond, das würde ich auch nie zu behaupten wagen. Aber schon – jenseits des Mondes, nicht wahr? Oder ist die Frage zu persönlich?

Wie gesagt, sonst hätten Sie ja gleich eine Werkausgabe auf den Tisch legen können. Nur verstehe ich gerade nicht, worauf Sie hinauswollen.

Nun, nach der Kosmologie Ihrer Zeit, wie sie etwa in Dantes „Commedia“ beschrieben wird –

Also der hat das aber wirklich nicht erfunden!

Habe ich ja auch nicht behauptet. Also: da leben Sie doch jenseits des Mondes und der anderen planetarischen Sphären, im Paradies.

Jetzt verstehe ich Sie. Aber nein.

Nein?

Nein, es ist nicht so. Ich lebe noch im Purgatorium. Von meiner Strafe habe ich ja vorhin schon gesprochen. Ist aber ganz in Ordnung, wir sind eine sehr nette Gesellschaft dort.

Möchten Sie das konkretisieren? Namen nennen?

(Petrarca schmunzelt.) Na, raten Sie doch mal.

Ihr Sohn Giovanni, Ihre Tochter Francesca und die Mütter der beiden?

Bingo. Der Rest der Familie ist auch dabei. Aber fragen Sie mal weiter.

Ihr Freund Boccaccio?

Bingo. Weitere Kandidaten?

Es ist mir etwas unangenehm, aber als nächster fällt mir dann leider Dante ein, der sich ja in der „Commedia“ auch selbst diese Prognose gestellt hat.

Dann hätten Sie mich nicht auf ihn ansprechen müssen. Dabei gibt es doch viel interessantere Mitbewohner des Fegefeuers, Mitbewohnerinnen: ein lebender Stein, eine geliebte Feindin ...

Laura!?

Superbingo, würde ich sagen.

Also Herr Petrarca ...

Um genau zu sein, das Ehepaar de Sade.

Tatsächlich? Das wäre dann endlich der Beweis, daß Ihre Laura wirklich die Gemahlin des Hugo de Sade war – ist.

(Petrarca schmunzelt erneut.) Ebenso wie dieses Interview endlich den Beweis für die Existenz des Purgatoriums liefert.

Das heißt dann aber, Sie haben Laura vielleicht doch zu sehr idealisiert, als Sie ihren Platz im Himmel gesehen haben. Das Motiv klingt in Ihrem „Canzoniere“ ja durchaus an.

Idealisiert: ja. Zu sehr: nein. Die Dichtung hat, meine ich, auch in diesem Punkt ihr eigenes Recht. *Sie machen mich neugierig: Darf ich fragen – hoffentlich ist es nicht zu keck, aber es interessiert mich brennend –*

Wie sich das bei Fragen zum Fegefeuer gehört.

Wenn Sie so wollen. Also: Was sagt denn Herr de Sade zu Ihrem Umgang miteinander?

Der – nahm das schon immer ganz gelassen.

Bemerkenswert! Andererseits haben Sie Ihre Kinder ja nicht mit Laura gezeugt, was die Sache dann auch wieder vereinfachen dürfte.

Das mag auch eine Rolle spielen. Aber der Standesunterschied: das ist wohl der eigentliche Grund für Herrn de Sades Gelassenheit – und für meine. Wobei, wenn ich gewußt hätte, was aus der illustren Familie später noch werden würde, hätte ich wahrscheinlich nie Frau de Sades Nähe gesucht ... Man ist ja schließlich kein Masochist.

Ich hätte niemals gedacht, daß Sie so malitiös über Laura sprechen können!

Tja, man erlebt immer wieder Überraschungen, junger Mann. Unter uns gesagt, haben die de Sades neulich ein Vierteljahrhundert nicht mit mir reden wollen, weil ich's ihnen wieder mal aufs Brot geschmiert hatte. Aber jetzt wird es doch zu indiskret, die Zeit ist auch um, und so sage ich: Arrivederci.

Signor Petrarca, ich danke Ihnen für das Gespräch.

„Sail ho!“ cried a triumphant voice from the main-mast head.

„Aye? Well, now, that’s cheering,“ cried Ahab, suddenly erecting himself, while whole thunderclouds swept aside from his brow. „That lively cry upon this deadly calm might almost convert a better man. – Where away?“

„Three points on the starboard bow, sir, and bringing down her breeze to us!“

„Better and better, man. Would now St. Paul would come along that way, and to my breezelessness bring his breeze! O Nature, and O soul of man! how far beyond all utterance are your linked analogies! not the smallest atom stirs or lives in matter, but has its cunning duplicate in mind.“

Zitiert nach: Herman Melville, Moby-Dick or The Whale (The Writings of Herman Melville. The Northwestern-Newberry Edition 6), Evanston/ Chicago 1988, Kapitel 70, S. 312.

Inhalt von Heft 1 (2013)

editorial	3
Judith Rang <i>ZERSTREUTE WEISHEITEN</i>	5
Crauss <i>WOLKENSTUDIE (OSWALD OSMOSE)</i>	7
Stephan Weidt <i>KALAMARES</i>	9
Marcus Müller-Roth <i>MELVILLES UNBEKANNTES ÄGYPTEN</i>	15
äquatoriale bibliothek	
<i>ROLAND REUSS: ENDE DER HYPNOSE</i> besprochen von Martin Schlemmer	21
themenschwerpunkt Francesco Petrarca	
Francesco Petrarca <i>CANZONIERE CXXXII: S'AMOR NON È</i>	25
Martin Opitz <i>SONETT XVI: FRANCISCI PETRARCHAE.</i>	26
Rainer Maria Gassen <i>FREMDE FREUNDE: SONETTE</i>	27
Cornelius van Alsum <i>LAURAS STALKER</i>	30
<i>EIN LEBENDER STEIN, EINE GELIEBTE FEINDIN</i> Francesco Petrarca im Gespräch über Leben, Werk und Nachleben	31
die böe zum schluß	35